

1. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 155.

Mittwoch, den 6. Juli 1904.

19. Jahrgang

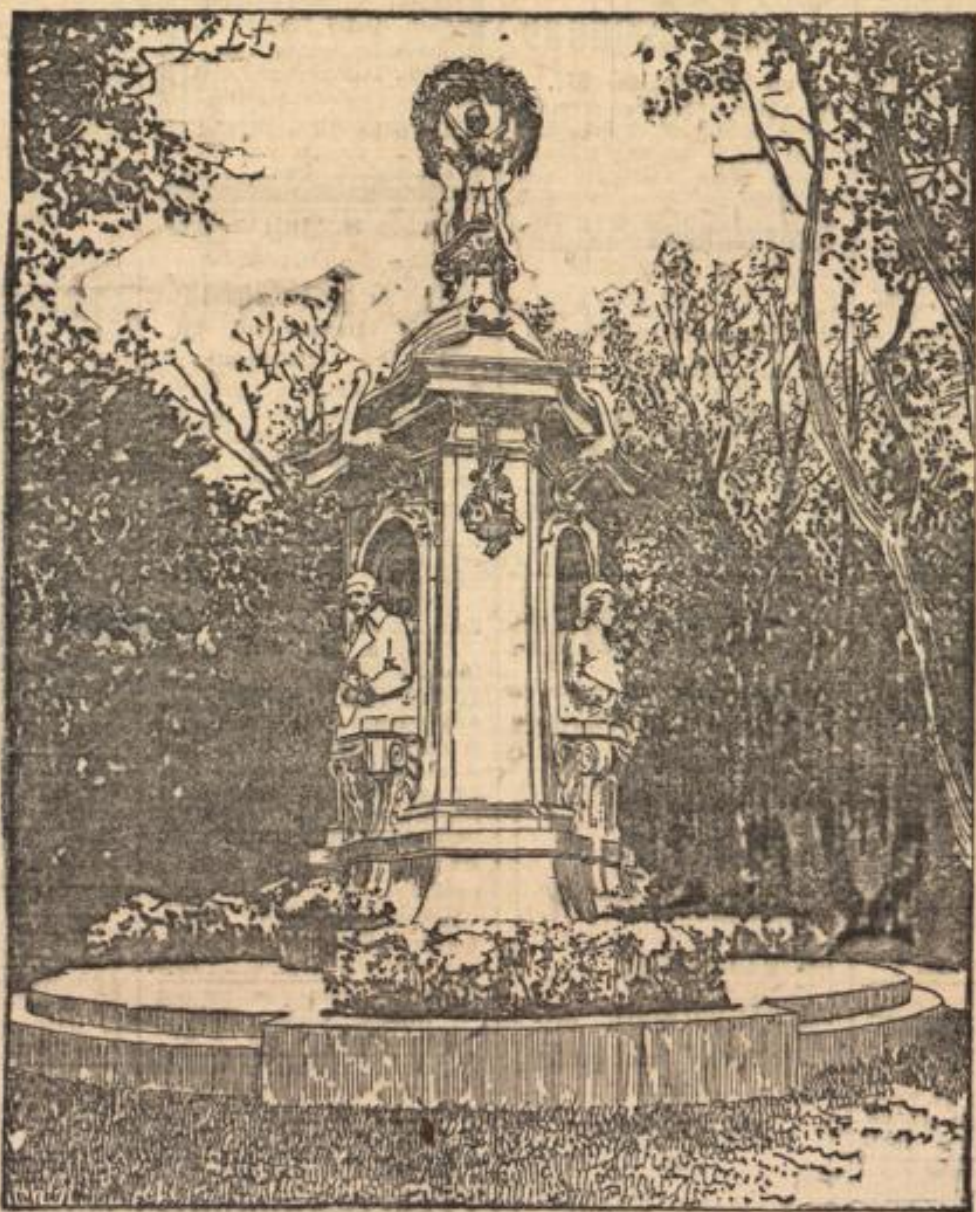
Das auf dem Schlachtfeld von Waterloo enthüllte Kriegerdenkmal.



Der Name des brabantischen Dorfes, auf dessen Auen eine der folgenreichsten Schlachten der modernen Zeiten ausgefochten wurde, stand in diesen Tagen in Frankreich und Belgien im Vordergrund des Interesses. Französische Patrioten, Geschichtsschreiber, Künstler und platonische Bewunderer des „großen Vorties“ enthielten auf dem Gelände, wo vor 80 Jahren seine Macht endgültig zusammenbrach, das vom Pariser Patriotenverein La Sabretache gestiftete Kriegerdenkmal in feierlicher Weise. Die Feier selbst verlief in würdevoller Weise, man hielt sich von jeder chauvinistischen Rundgebung fern, die heute auch kaum ei-

nen Boden gehabt hätte, da die Franzosen fast neunzig Jahre verstreichen ließen, ehe sie sich dazu entschließen konnten, dem letzten Waffengange des ersten Napoleon ein Denkmal zu setzen. Geroimes tödlich verwundeter Bronzeadler hält in seinen Klauen die Stange eines zerrissenen Siegesbanners, auf welchem die Namen Waterloo und Jena verzeichnet stehen. Außer den französischen und belgischen Abordnungen wohnten etwa 30 000 Menschen der Feier bei, die sich aber von politischen Reden oder sonstigen Rundgebungen durchaus fern hielten.

Das Haydn-Mozart-Beethoven-Denkmal



ist im Berliner Thiergarten enthüllt worden. Dasselbe ist eine Schöpfung des Professors Dr. Rudolf Siemering. Das Denkmal ist 11 Meter hoch und charakterisiert sich als ein Tempelbau aus penthelischem Marmor. Sämtliche Gestalten sind überlebensgroß. Die Grundform ist dreieckig mit abge-

stumpften Ecken. Das Denkmal, welches am Goldfischfeld einem der schönsten Punkte des Thiergartens, zur Aufstellung gelangte, bildet eine anmuthige Zierde dieses großen Naturparks.



Abonnent in der Westendstraße. Eine derartige Wohnung ist nicht beliebig und daher statthaft, ebenso die Klageanbringung.

Teurer Abonnent. 1 österreichischer Gulden hat 100 Kreuzer und hat einen Werth von 1,70 A. 1 amerikanischer Dollar ist gleich 4,20 A. Tael ist chinesisches Geld und zwar hat 1 Tael einen Werth von 8,40 A.

Handagist B. Die Berufsvereinigungen haben nach Paragraph 9 des G.-U.-G. neben der ärztlichen Behandlung, Argnei und sonstigen Heilmitteln „die zur Sicherung des Erfolges des Heilverfahrens und zur Erleichterung der Folgen der Verletzung erforderlichen Hilfsmittel (Krücken, Stützapparate u. dergl.)“ zu gewähren. Ob die Genossenschaft in Ihrem Falle anstatt des Stützfußes ein künstliches Bein zu liefern verpflichtet war, können wir nach Ihren unvollständigen Angaben nicht beantworten; das R.-U.-G. hat in einem Bescheide vom 17. 4. 1901 ausgesprochen, daß die Frage, ob und inwieweit „künstliche Gliedmaßen“ zu den oben bezeichneten „Hilfsmitteln“ zu rechnen sind, immer nur von Fall zu Fall unter Berücksichtigung der gesamten Verhältnisse entschieden werden kann.

Gutsbesitzer. Haben Sie die Maschine an dem öffentlichen Wege ohne Bewachung und ohne Ummägen machen jeder Bewegungsfähigkeit der Maschinenteile stehen lassen, so haben Sie fahrlässig gehandelt und sind zum Erfolge des Schadens verpflichtet, den die Arbeiterkinder durch Spielen an der Maschine erlitten haben. Ein Selbstverschulden eines zehnjährigen Kindes kann darin, daß es sich an der Maschine zu schaffen macht, nicht gefunden werden. Die Eltern werden sich gewiß durch Zahlung einer angemessenen Summe ein für alle Mal abfinden lassen.

Ingenieur R. Das Verhältnis zwischen Staat und Beamten ist nicht nach den Vorschriften des bürgerlichen Gesetzbuchs über den Dienstvertrag zu beurtheilen. Es untersteht sich von ihm wesentlich dadurch, daß einerseits ein Gewaltverhältnis des Staates mit der Pflicht zum Schutze und zur Gewährung des zugehörigen Dienstes, andererseits eine besondere Gehorsams-, Treue- und Dienstpflicht des Beamten begründet wird. Das Gehalt des Beamten ist keine Gegenleistung für die von ihm geleisteten öffentlichen Dienste, sondern eine ihm für die Dauer seines Amtes gewährte Rente zu dem Zwecke, ihm die Mittel zu seinem standesmäßigen, des Amtes würdigen Unterhalte zu gewähren.

Mauermeister. Sie haben nur theilweise Recht: Ueberschreitung der Grenze im Sinne des § 912 B. G.-B. liegt auch vor wenn Bauwerke unter der Erde, z. B. Kelleranlagen, in das Nachbargrundstück hineinreichen oder wenn zwar die Fundamente des Hauses nicht, wohl aber Ueberragungen (z. B. vordringende Erker) in den Luftraum des Nachbargrundstücks hineinragen. Die Ausbuchtungen von Mauern, die durch Alter, Dankschüler usw. veranlaßt sind, fallen dagegen nicht unter § 912, wohl aber unter Umständen unter § 908. Das Maß der Grenzüberschreitung ist im allgemeinen gleichgültig.

Kind. Wichtig ist, daß mit dem Ablauf eines Jahres nach der Anzeige des Bundes bei der Polizeibehörde der Finder das Eigentum der Fundstücke erwirbt, wenn der Verlierer sich nicht gemeldet hat (§ 573 B. G.-B.). Aber der Finder eines Sparfassenbuches erwirbt mit dem Zeitablaufe Eigentum nicht: nicht an dem Buche, denn das Eigentum an diesem kann vom Gläubigerrechte nicht getrennt werden, es verbleibt stets demjenigen, der Sparfassen gläubiger ist; noch viel weniger natürlich an dem Guthaben, denn nur das Buch, nicht die Forderung des Sparfassen gläubigers bildet den Gegenstand des Bundes.

Ein Monent. Privat - Detektivbureau Belzer in Frankfurt.

B. Das Mächtigkeitsrecht ist ein Ausfluß des Erziehungsrechtes. Dieses steht dem Manne seiner Frau gegenüber nicht zu — woher Sie die gegenseitige Meinung schöpfen, ist unerfindlich, es wäre uns interessant, die gesetzliche Grundlage einer solchen Ansicht kennen zu lernen! Demzufolge hat der Mann auch kein Recht, seine Frau zu mächtigen. Verhätigen Sie Ihre entgegengesetzte Auffassung weiter, so wird Ihre Frau hoffentlich (!) die Ehescheidungsfrage aus § 1568 B. G.-B. anzuführen nicht zögern.

H. D. Wenn schon die politische Bevorzugung des Adels zufolge Artikel 4 der preussischen Verfassung vom 31. 1. 1850 in Wegfall gekommen ist, ist immerhin doch der Adel als eine berechtigte gesellschaftliche Titulaturauszeichnung bestehen geblieben, welche vom Staate anerkannt, verliehen und geschützt wird (Art. 50 a. a. O.), und wie die Ehrenrechte des niederen Adels, so sind auch die diesem eigenthümlichen Rechtsinstitute, soweit sie rein privatrechtlicher Natur sind, erhalten geblieben. Das Adelsprivilegium wird, wie Ihnen bekannt sein wird, jetzt neu geregelt; die Familienadeln des hohen Adels sind aber nach dem Entwurf von der Neuregelung ausgenommen.

Sicher und schmerzlos seit 30 Jahren wirkt das bewährte **echte Radlauer'sche Dähneraugenmittel**, Hl. 80 H. Nur echt mit der Firma: **Kronen-Apothek, Berlin**. Depot in den meisten Apotheken und Drogerien. 88/848

Tel. 3046. Photographie C. H. Schiffer, Tannstraße 4.

Rhein.-Westf. Handels-Lehr-Anstalt

Wiesbaden, Rheinstraße 103.



Gründliche Ausbildung für den kaufmännischen Beruf (Damen und Herren). 3-, 4-, 6- und 12-Monats-Kurse. Einzelunterricht auf Wunsch.

Prospekte gratis und franko.

Pferdestall u. Geschirrkammer-Einrichtungen

empfeht Tech. Bureau für Eisen-Sicherheit u. Eisenkonstruktion. August Zintgraf, Bismarckring 4.

Preisselbeeren,

Pfund 30 Pfg.,

Frankfurter Consumhaus,

Adam Schneider,

Wellritzstraße 30.

Nerostraße 10.

Klein-Bruch-Fleck-Aufschlag.

Eier

per Stück 4 Pfg. 3 a. 4 Pfg. p. St. 2 Pfg., 7 St. 10 Pfg. per Schoppen 30 u. 40 Pfg.

empfeht: Hornung & Co., Häfnergasse 3.

Fahnen - Verleihanstalt.

Ueberrahme von Saal-, Garten- und sonstigen großen Dekorationen.

Aufstellung von Zelten bei Festlichkeiten.

2025 **Lewald, Schwalbacherstr. 25, r.**

Gasthof „Zur Stadt Biebrich“, Albrechtstraße 9.

Bringe meinen schönen schattigen Garten in empfehlende Erinnerung.

Achtungsvoll

Wilh. Bräuning.

Der Landwirth.

Wochenbeilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“

Nr. 22.

Wiesbaden, den 6. Juli.

XIX. Jahrgang.

Die Züchtungsarten des Rindes.

Von Wath. Welbers-Rebeler.

Wenn Thiere derselben Rasse oder desselben Schlags gepaart werden, so treibt man **Reinzucht**. Diese wird als Zucht bezeichnet, wenn die gepaarten Thiere verwandt sind. Werden Thiere verschiedener Rassen oder Schläge gepaart, so treibt man **Kreuzung**. Es wird auch häufig schon von Kreuzung gesprochen, wenn Thiere verschiedener Rassen oder Familien gepaart werden. Unter Rasse versteht man eine Mehrheit von Thieren derselben Art, welche sich im gesammten Körperbau oder wenigstens in einzelnen wichtigen Theilen und in ihren Eigenschaften deutlich von anderen unterscheiden. Rassen sich innerhalb einer Rasse wieder Thiere unterscheiden, welche gewisse gemeinsame Merkmale haben, so spricht man von einem Schlag.

Man kann Reinzucht treiben, entweder mit der in der Gegend vorhandenen Rasse, oder mit eingeführten männlichen und weiblichen Zuchtthieren einer fremden Rasse. Reinzucht mit dem Vieh der Gegend bietet ganz wesentliche Vortheile. Das Risiko und die Schwierigkeiten, welche bei der Anpassung fremder Rassen an unsere heimischen Verhältnisse, bei der sogenannten Akklimatisation immer in höherem oder niedriger Grade eintreten, fallen weg, es ist leichter, die besten Zuchtthiere ausfindig zu machen, der Ankauf ist in der Regel billiger, auch die Gefahr beim Transport ist eine verhältnismäßig sehr kleine. Man wird also überall zu vorteilhaften Ergebnissen vorrücken, am besten bei der Reinzucht bleiben, wenn das Vieh der Gegend im allgemeinen die Formen und Eigenschaften hat, die der von uns bevorzugten Rasse entsprechen. Anders liegt die Sache, wo in einer Gegend überhaupt gar keine ausgeprägte Rasse vorhanden ist, oder wo die Rasse der Gegend in Bezug auf beides so viel zu wünschen übrig lässt, daß eine wesentliche Verbesserung im Wege der Reinzucht nicht möglich erscheint.

Verwandte Thiere sind natürlich am ähnlichsten. Durch Paarung verwandter Thiere, durch Zucht oder Verwandtschaftszucht kann man also am raschesten einen gleichförmigen Stamm bekommen. In dieser Verwandtschaftszucht gehört aber viel Verständnis, weil die verwandten Thiere natürlich auch ihre Fehler vererben. Geht davon aus, daß die ganze belebte Natur das Gesetz, daß es auf die Dauer nicht gut thut, mit demselben Blut zu züchten, es tritt leicht ein allgemeiner Niedergang ein. Die Thiere erreichen nicht mehr die frühere Stärke, die Ernährung wird schwieriger, häufig tritt Unfruchtbarkeit ein, sogar Krankheiten treten auf. Auffälliger Weise treten diese Mängel aber beim Rind nicht so leicht ein wie bei den übrigen Hausthieren.

Kreuzungen mit fremden Rassen oder Schlägen werden in verschiedener Weise gehandhabt. Bei der bäuerlichen Rindviehzucht ist es meistens der Fall, daß andauernd fremde Vätertiere zur Verwendung kommen. Die Folge hiervon ist, daß das einheimische Vieh der fremden Rasse immer ähnlicher, ja zuletzt gleich wird, vorausgesetzt, daß die äußeren Bedingungen der Haltung dieselben sind. Ist dies nicht der Fall, so wird entweder eine kleinere oder größere Verschiedenheit bleiben, oder eine solche wird früher oder später eintreten, wenn man dazu übergeht, die konstant gewordene Kreuzung in sich fortzuführen. Die Simmenthaler Rasse z. B. verliert bei Stallhaltung gerne die schöne Stellung der Hinterbeine, diese entwickeln sich vielleicht auch nicht so kräftig wie bei Weidethieren. In einigen südlichen Zuchtgenossenschaften werden immer wieder Originalthiere aus dem Simmenthal bezogen, und es wird dadurch einerseits bei den reinen Thieren einem Aussterben vorgebeugt, andererseits wird das Blut der weniger guten Kreuzungsarten verbessert. Man nimmt an, daß bei dem Rinde 6 Generationen nötig sind, bis die Kreuzungsthier der Rasse der eingeführten Väterthiere gleich sind. Wie lange Zeit aber nötig ist, bis die Kreuzungsthier so werden, daß häufige Nachschläge nicht mehr zu befürchten sind, ist eine andere Frage. Es läßt sich dafür überhaupt keine bestimmte Anzahl Generationen nicht angeben, es hängt das in erster Linie davon ab, ob die gekreuzten Rassen einander mehr oder weniger ähnlich sind. Die Erfolge anhaltender Kreuzung werden dadurch beschleunigt, daß einige Landwirthe auch fremde Mutterthiere einführen und mit diesen Reinzucht treiben.

Noch findet Kreuzung auf die Art statt, daß fremde Väterthiere und Mutterthiere verschiedener Rasse zur Verwendung kommen, daß also zwei fremde Rassen gekreuzt werden. Diese Art von Kreuzung ist natürlich sehr kostspielig und schon aus diesem Grunde für bäuerliche Züchter ausgeschlossen. Zudem ist das Risiko hier dreifach größer als bei Kreuzung gewöhnlicher Art. Zunächst ist es die Schwierigkeit der Beschaffung brauchbarer Zuchtthiere aus dem fremden Lande, dann die Gefahr des Transports und schließlich das Risiko der Akklimatisation für beide Zuchtthiere. Man weiß aber auch nicht, ob das Produkt aus den beiden Rassen die Formen und Eigenschaften beider gerade in der Weise vereinigen wird, wie man es wünscht.

Es sei noch bemerkt, daß alle Zuchtbestrebungen ihre Wirkung verschleppen ohne entsprechende Fütterung, auch die sonstige Haltung ist auf die Erfolge der Zucht von größerem oder kleinerem Einfluß. Mit der Veredelung des Rindviehs ist sehr häufig eine Gewichtsvermehrung verbunden, schwerere Thiere ertragen aber eine färgliche Fütterung viel weniger als leichtere, und auch sehr häufig anspruchsvoller in Bezug auf die Qualität des Futters. Weiter ist zu beachten, daß der Erfolg einer Zucht in erster Linie einer Kreuzung um so sicherer ist, je ähnlicher sich die zu paarenden Thiere sind, um so unsicherer, je verschiedener dieselben sind. Bei größerer Verschiedenheit ist man sich sicher, ob die Veredelung der Eigenschaften im Jungen, in der Weise eintritt, wie es gewünscht wurde, z. B. sind die reinen Rassen des Schwyz, Montaboner und Allgäuer Viehs im Körperbau und in den Eigenschaften so ähnlich, daß man bei einigermaßen richtiger Auswahl der Zuchtthiere und entsprechender Fütterung und Haltung bei Kreuzung von Allgäuer mit Montabonern oder von Montabonern mit Schwyzern beinahe sicher gute Erfolge vorherzusehen kann. Anders liegt die Sache z. B. bei Kreuzung von Holländern mit Simmenthalern oder von Holländern mit Schwyzern. Dennoch gibt es auch in beiden letzteren Fällen gelungene Züchter.

Ein ganz wesentliches Förderungsmittel der Viehzucht haben wir in den Stammbüchern oder Herdbuchgenossenschaften. Diese

Förderungsmittel ist für Gegenden mit vorherrschend bäuerlichem Vieh für Herbeiführung großer und rascher Erfolge geradezu ausschlaggebend. Die Zuchtgenossenschaften lassen den Rindviehbestand der Mitglieder untersuchen, diejenigen Thiere, welche den Charakter der zu züchtenden Rasse haben, werden in dem Herdbuch eingetragen, und in der Regel an einem Orte gebrannt. Die Nachzucht solcher Thiere, welche nur mit eingetragenen gepaart werden dürfen, wird wiederum eingetragen, so daß sich also mit der Zeit ein Stammbuchregister für die Thiere der Gegend bildet. Der Nutzen ist ein doppelter. Dadurch, daß eingetragene weibliche Thiere nur mit eingetragenen Rassen gepaart werden dürfen, ist Garantie, daß die Zucht fortgeschritten. Auf der anderen Seite hat der Käufer hier eine Gewähr, daß er Thiere mit Formen und Eigenschaften bekommt, wie er sie wünscht, und die Gefahr, Nachschläge zu bekommen ist für ihn um so kleiner, je weiter das Stammbuchregister der gekauften Thiere zurückgeht.

In Gegenden, wo eine Zuchtgenossenschaft nicht besteht, hat jeder Landwirth gut, ein einfaches Stammbuchregister zu führen, wenn er es ab und zu weibliche Thiere verkauft. Ein solches Stammbuchregister erhöht das Vertrauen des Käufers auf die Richtigkeit der Angaben des Verkäufers insbesondere in dem Fall, wenn man sich von der Trächtigkeit einer Kuh oder Kalbin noch nicht durch Befühlen überzeugen kann. Fügt man im Stammbuchregister noch das Datum bei, an welchem die Kühe trocken gestellt wurden oder die Ergebnisse eines monatlichen Probemelkens, so gewinnt dasselbe selbstverständlich noch an Werth. Nachstehend folgt ein Formular für ein einfaches Stammbuchregister, in welchem jedes zur Zucht aufgestellte Thier eine oder zwei Seiten erhält.

Stammbuchregister für die Rindviehzucht:

Name Nummer Bedeutung	Erwerbung oder Abkennung	Kühen		Kälben		Bemerkungen
		Datum	Farbe	Datum	Name oder Nummer	
Blasse Nummer 1 bezeichnet mit Stamm- buch- Kreuzung	Gekauft von A. Schmidt 18. 1. 1901 30 Mark	6. März 1901	Gemeinde- farbige Simmenthaler Kühe			
		3. April 1902	Dieselbe	2. Jan. 1902	Barrenkalt No. 6.	Roth verkauft am 17. 1. 1902 für 40 Mark.
		5. Sept. 1902	Gemeinde- farbige Simmenthaler Kühe	7. Juni 1903	Rußhals No. 8.	

Landwirthschaft.

Steinkohlensäure kann zum Verbessern vieler Felder und Wiesen recht gut dienen, sie muß aber abgeseiht werden. Für Felder mit schwerem Boden nimmt man ein weißes Sieb, so daß Stübe bis zu 1 Centimeter noch durchfallen. Für Wiesen und Felder mit durchlässigem Boden nimmt man ein feineres Sieb. Zu große Mengen dürfen nicht auf Rasen ausgebreitet werden. Die abgeseigte Steinkohlensäure kann man sehr gut zur Darstellung von Kompost benutzen, besonders wenn man sie mit Torfmüll mischt.

Eine große Bedeutung für die Pflanze nicht als Nahrungsmittel, sondern wegen seiner indirekten Wirkung hat der Humus. Dieser, aus dem im Boden verweilenden Pflanzen hervorgehend, wirkt sehr auf die Nährstoffe ein, erhöht die Fruchtbarkeit und die Absorbierfähigkeit des Bodens, indem er Nährstoffe bis zu dem Zeitpunkt zurückhält, wo die Pflanzengewebe ihrer bedürfen; er erhält ferner die nützlichen Mikroben, ohne welche die Umwandlung der stickstoffhaltigen Substanzen in aufnehmbare Pflanzennahrung nicht möglich wäre. In einem humusreichen Boden wirken die mineralischen Düngemittel weit günstiger auf das Pflanzenwachstum ein, als in einem humusarmen. Der Werth des Stallmistes, sowie der Gründüngung ist zum Theil auf die hier angeordnete Wirkung zurückzuführen.

Der Flachs wird geerntet, wenn er anfängt das Laub zu verlieren und die Stengel eine gelbe Farbe bekommen. Zu trocken geernteter Flachs würde eine spröde Faser von geringerem Werth haben. Der geerntete Flachs wird nicht breit, sondern „in Handvoll geschloffen“ auf den Acker gelegt. Auf diese Weise bleibt der Flachs in der Sonne so lange liegen, bis er derartig steif geworden ist, daß er das Kapellen ermöglicht. Bei Regenwetter oder Tau vermeide man auf alle Fälle das Wenden des Flaches; einestheils würde der Stengel geknickt, andererseits unnötiger Boden daran haften bleiben.

Obst- und Gartenbau.

Was für Bäume werden von Blattläusen befallen? Es ist Thatsache, daß am meisten solche Obstbäume von den Linsen heimgegriffen werden, welche in schwachem Wuchs und in schlechtem Ernährungszustande sich befinden. Dorthin ziehen sich die Blattläuse, dort gerathen sie in Milliarden. Es ist wie bei uns Menschen: den Schwächling jagt eine Krankheit viel eher und stärker, als den kräftig Genährten; den Verdauungslosen befallen die Ungeheuer viel mehr als den, der auf Körperpflege etwas hält. Genau so bei den Bäumen: der dürrer, kranke Baum wird häufiger von Blattläusen befallen, als der gesunde. Auch der Blattlaus wegen Obstbäume düngen und pflegen! Noch sei, wenn das Uebel einmal da ist, zu dem empfohlenen Tabakabsud bemerkt, daß man prüfen kann, wo die Bräue stark genug ist, wenn man einen lauwarmen Zweig in die Brühe taucht: werden die Läuse schwarz, so ist die Brühe recht, und man kann sie mit Nutzen vermittelst einer (Kartoffel-) Schippe über den Baum spritzen. Auch das Ueberprüfen mit lauwarmem Seifenwasser thut gute Dienste. Jedoch das beste Vorbeugungsmittel ist: düngen und pflegen!

Das Nikotin, das giftige Prinzip des Tabaks, ist gegen die Schildläuse, Wanzen, rote Spinnen und Blattläuse ein unübertroffenes Mittel. Es bringt meist schon nach wenigen Minuten die Insekten zum Absterben. Man erhält das Nikotin auch in

einer wässrigen Lösung von 1:1000; ja, es zeigt sich jedoch der Nachtheil, daß die Lösung nicht genügend an den Blättern und Zweigen haften bleibt, infolgedessen die Wirkung theilweise ausbleibt. In Frankreich weiß man diesem Uebelstande dadurch vorzubeugen, daß der Nikotinslösung einige Zusätze von anderen Stoffen gegeben werden. Man setzt die Lösung aus Folgendem zusammen: 1000 Theile Wasser, 1 Theil Nikotin, 10 Theile Weinsäure (Holzgeist) 10 Theile schwarze Seife und 2 Theile kohlen-saures Natron.

Zufuhrkrankheit der Pflaumen. Wer im nächsten Jahre von dieser Blüthenkrankheit bewahrt bleiben will, lasse seine befallenen Pflaumen ausblühen, sonst geht der Saft von den kranken Pflaumen wieder auf den Baum zurück und tritt im nächsten Jahre bei feuchter Witterung wieder auf.

Kopfsalat, welcher zu dicht steht. Man findet es nicht selten, daß 10 oder 20 Gramm Salatpflanzen auf ein Beet gesetzt wurden, und daß die Salatpflanzen nun viel zu dicht stehen, und da wundern man sich noch, daß sie keine Köpfe machen. Wer nur ein bißchen Ueberlegung besitzt, dem wird einleuchten, daß es rein unmöglich ist, auf einem Raum, wo hundert Salatpflanzen sich entwickeln und Köpfe machen können da Tausende von Pflanzen mit großen Köpfen zu stehen. Wenn nun Salat zu dicht gesetzt worden ist, so nehme man eine Hacke und ziehe mit dieser durch das Beet 3 oder 4 Furchen, um mit diesem Furchenziehen einen Theil der übrigen Pflanzen zu entfernen.

Vieh-, Geflügel- und Singvögelzucht.

Vergiftung von Kühen durch Baumwollsaamen. Wie man uns mittheilt, erkrankten nach der Verfütterung von Baumwollsaamen Kühe an nicht entfalteten Samen in einem Stalle 20 Kühe unter Schüttelfrost, Fieber und Wärmungserscheinungen. Dabei stiegen die Kühe fortwährend auf, der Blick war stier, der Rhythmus und stinkend. Rind Kühe starben; die übrigen wurden durchgebracht. Es ist also bei der Fütterung des Baumwollsaamens große Vorsicht notwendig; die Kühe dürfen nicht zu groß sein und eine vorübergehende Unterfütterung muß die gesunde Beschaffenheit des Stuhls festgestellt haben.

Um verkümmerten Schweinen aufzuhelfen, soll man Feinmehl zu einem feinen Pulver stoßen und davon jeden Morgen einen Löffel voll mit laurer Milch vermischt dem Schweine geben; nach 8 Tagen verstärkt man die Dosis.

Was werden Vachttauben gefüttert? Mit Hirse, Runkelrüben, dazu ein wenig Hafer auch Weizen, Roggen, selbst Buchweizen, Linen, Wicken u. a. Zuweilen auch ein wenig Mohrrüben, dann ferner vom zeitigen Frühjahr bis zum Spätherbst etwas Grünkraut, besonders Vogelweide und zur Aufzucht der Jungen Zugabe von Ameisenpuppen.

Verkehr, Handel und Gewerbe.

* **Frankfurt a. M. Fruchtpreise**, mitgetheilt von der Preisnotirungsstelle der Landwirtschaftskammer am Fruchtmarkt zu Frankfurt a. M., 4. Juli. Per 100 Kilo gute marktfähige Waare, je nach Qual., loco Frankfurt a. M. Weizen, die, M. 17.— bis 17.35 2*2g Roggen, die, M. 13.00 bis 13.15 2*2g. Gerste, die, M. 12.— bis 12.— 0*0g. Weizen, die, M. 13.— bis 13.— 0*0g. Hafer, die, M. 13.— bis 14.— 3*3g. Raps, die, M. 21.50 bis 22.00 2*3g. Mais M. —.— bis —.— 0*0g. Mal, Raplat M. 11.50 bis 11.75 2*3g.

* Der Umsatz auf dem Frankfurter Fruchtmarkt wird durch folgende Abkürzungen bezeichnet: 1* gefüllte, 2* klein, 3* mittel, 4* groß. Die Stimmung auf dem Frankfurter Fruchtmarkt wird durch folgende Abkürzungen bezeichnet: 1g flau, 2g abwartend, 3g stetig, 4g fest, 5g sehr fest.

Hens- und Strohmarkt.

Frankfurt, 1. Juli (Mündliche Notirung)
Hens (altes) per Zentner M. 3.00 bis 3.50
(neues) „ „ „ 2.20 „ 2.60
Stroh „ „ „ 2.— „ 2.60

* **Die, 1. Juli.** Weizen M. 18.— bis —.—, weißer M. —.—, bis —.—, Roggen M. 13.20 bis —.—, Gerste M. —.— bis —.—, Hafer (neuer) M. —.— bis —.—, (alter) M. 13.20 bis 13.40.

* **Wien, 1. Juli.** (Offizielle Notirung). Weizen 17.20 bis 17.60, Roggen 13.00 bis 13.30, Gerste —.— bis —.—, Hafer 13.10 bis 14.40, Raps —.— bis —.—, Mais —.— bis —.—.

* **Mannheim, 4. Juli.** Mündliche Notirung der dortigen Börse (eigene Depesche). Weizen 17.25 bis 17.50, Roggen 13.60 bis 13.75, Gerste, neu 13.00 bis 14.00 Hafer, alter, 13.50 bis 14.25, Raps 22.— bis —.—, Mais 11.75 bis —.—.

* **Frankfurt, 4. Juli.** Der heutige Viehmarkt war mit 563 Ochsen, 73 Bullen, 670 Kühen, Rindern und Stieren, 176 Kälbern, 198 Schafen und Hammeln, 1314 Schweinen, 0 Ziegen, 0 Ziegenlammern und 0 Schafälmmern besetzt.

Ochsen: a. vollfleischig, ausgemästete höchsten Schlachtwerthes bis zu 6 Jahren 72—74 M., b. junge, fleischige, nicht ausgemästete und ältere ausgemästete 66—68 M., c. mäßig genährte junge, genährte ältere 60—63 d. gering genährte jedes Alter 60—60 M. Bullen: a. vollfleischig höchsten Schlachtwerthes 63—65 M., b. mäßig genährte jüngere und gut genährte ältere 60—62 M., c. gering genährte 60—60 M. Kühe und Kälber (Stiere u. Rinder) a. höchst. Schlachtwerthes 70—72 M., b. vollfleischig, ausgemästete Kühe höchsten Schlachtwerthes bis zu 7 Jahren 65—67 M., c. ältere ausgemästete Kühe und weniger gut entwickelte jüngere Kühe u. Kälber (Stiere u. Rinder) 60—62 M., d. mäßig genährte Kühe u. Kälber (Stiere u. Rinder) 47—49 M., e. gering genährte Kühe u. Kälber (Stiere u. Rinder) 40—40 M. Kälber: a. feinste Mast (Böckel) u. beste Sauglähner (Schlachtgewicht) 84—87 Pf., (Lebendgewicht) 10—12 M., b. mittlere Mast u. gute Sauglähner (Schlachtgewicht) 77 bis 82 M., (Lebendgewicht) 46—49 M., c. geringe Sauglähner (Schlachtgewicht) 60—65 M., (Lebendgewicht) —.— M., d. ältere gering genährte Kälber (Fresser) —.— M., e. Schafe: a. Mastlähner und jüngere Mastlähner (Schlachtgewicht) 70 bis 72 Pf., (Lebendgewicht) —.— M., b. ältere Mastlähner (Schlachtgewicht) 62—64 M., (Lebendgewicht) —.— M., c. mäßig genährte Mastlähner (Schlachtgewicht) (Schlachtgewicht) 60—60 M., (Lebendgewicht) —.— M., d. Schweine: a. vollfleischig der feineren Rassen und deren Kreuzungen im Alter bis zu 1 1/2 Jahren (Schlachtgewicht) 56—60 Pf., (Lebendgewicht) 45—60 M., b. fleischig (Schlachtgewicht) 56—57, (Lebendgewicht) 44, c. gering entwickelte sowie Sauen und Eber 50—52, d. ausländ. Schweine (unter Angabe der Herkunft) 60—60.

Wochenbericht

Der Centralstelle für Obsterzeugung in Frankfurt a. M.
Vom 27. Juni bis 2. Juli 1904.
Kirschen 8—14 M., Erdbeeren 25—30 M., Stachelbeeren 12 bis 15 M., Johannisbeeren 10—15 M., Preiselbeeren 12 bis 16 M., alles per Zentner.

Die Preisnotirungs-Commission.



Nr. 155.

Mittwoch, den 6. Juli 1904.

19. Jahrgang.

Wilde Wogen.

Roman von Ewald August König.

Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Ein neuer Gast trat in diesem Augenblick ein, ein schlecht gekleideter, großer, hagerer Mann mit grauem Haar. Seine schielenden Augen hatten einen tückischen stehenden Blick, die lange, scharf gebogene Nase verlieh seinem Gesicht einen Ausdruck, der an den Raubvogel erinnerte.

Der Wirth musterte ihn mit geringschätzendem Blick, er schien sehr geneigt zu sein, ihm die Thüre zu zeigen; aber der Gast achtete nicht darauf, er ließ sich an einem Tische nieder und verlangte ein Glas Bier, dann heftete er den schielenden Blick auf den Inspektor, der ebenfalls ihn betrachtete.

Die Kellnerin brachte ihm mit verbrossener Miene das Bier; Schreiber hatte unterdessen seinen Paletot zugeknöpft und die Handschuhe angezogen, mit freundlichem Gruß ging er hinaus.

„Sappement, Sie können aber grob werden!“ spottete der Gast.

„He, was kümmert das Sie?“ brauste Steinthal auf. „Trinken Sie Ihr Bier aus und machen Sie, daß Sie fortkommen, Sie gehören überhaupt nicht in dieses Lokal.“

„Aus fremder Leute Leber ist gut Niemen schneiden; kennen Sie das Sprichwort?“

Der Wirth war vor dem hageren Manne stehen geblieben, der höhnische Ton, den der Gast angeschlagen hatte, schien ihn zu beunruhigen.

„Wer seid Ihr?“ fragte er barsch.

„Kasper Strid“, antwortete der andere.

„Nun bin ich gerade so klug wie zuvor. Ich kenne Euch nicht!“

„Ihr werdet mich kennen lernen, wenn ich nur ein paar Worte mit Euch allein geredet habe!“

„Wahrscheinlich wohl eine Bettelei“, höhnte Steinthal.

„Über eine Warnung!“ sagte Strid in scharfem Tone.

„Schickt das Mädchen fort“, fügte er dann leise hinzu.

Der Wirth sah ihn eine Weile starr an, dann aber schüttelte er ablehnend das Haupt.

„Ihr seht aus wie einer, der Böses im Schilde führt“, erwiderte er, „mit Euch allein zu sein, dünkt mir gefährlich.“

„Seid Ihr solch eine Memme?“ spottete der Gast. „Ich habe mich noch an keinem Menschen, auch nicht an fremdem Gut vergriffen, versteht Ihr das? Ich sage Euch, schickt das Mädchen fort, Ihr werdet etwas erfahren, was nicht jeder zu wissen braucht.“

Steinthal schüttelte noch immer den Kopf, sein Blick schweifte hinüber zu der Kellnerin, die hinter dem Büffet stand.

„Denkt an die Schiffbrücke!“ flüsterte Kasper Strid Steinthal zu.

Der Wirth fuhr zusammen, als ob ein elektrischer Schlag ihn getroffen habe, die Augen quollen aus ihren Höhlen hervor, ihr starrer Blick ließ die Angst des bösen Gewissens nur zu deutlich erkennen.

Er befahl dem Mädchen, in die Küche zu gehen und nahm dann dem hageren, unheimlichen Manne gegenüber Platz.

„Was soll es nun mit der Schiffbrücke?“ fragte er heiser.

„Im vergangenen Herbst brachtet Ihr einen Fremden hinüber, Ihr tragt seinen Koffer, erinnert Ihr Euch noch?“

„Das ist oft geschehen.“

„Es war zur Zeit der Ueberschwemmung, an einem Abend, wo man des Wetters wegen keinen Hund vor die Thüre hätte jagen sollen“, fuhr Kasper Strid fort, dessen schielender Blick durchdringend auf dem Wirth ruhte. „Der Fremde war betrunken, und Ihr gingt neben ihm.“

„Zum Henker, ja, ich frage Euch hiermit nun noch einmal.“

„Laßt mich ausreden. Ich war damals noch Laternenanzünder, Ihr habt mich nicht gesehen, ich aber sah Euch zweimal; einmal als Ihr über die Brücke hinüberging, und nachher, als Ihr zurückkam. Das zweite Mal war der Fremde nicht mehr bei Euch, Ihr aber tragt seinen Koffer noch immer.“

„Schön“, sagte der Wirth mit heiserer Stimme, „und was weiter?“

„Das frage ich Euch!“ spottete Strid. „Wo ist der Fremde geblieben?“

„Abgereist!“

„Ohne seinen Koffer?“

„Der sollte ihm nachgeschickt werden, ich mußte ihn ins Hotel zurückbringen.“

„Seht, so dachte ich damals auch, und deshalb kümmerte ich mich um die Geschichte nicht. Ich hatte keine Zeit, mich mit anderen Dingen zu beschäftigen. Ich dachte wohl noch einmal daran, als der Prozeß gegen den Kaufmann Röder verhandelt wurde, aber das war keine klare Sache, mit der Ihr nichts zu schaffen hattet, und wenn ich nun noch mit der Geschichte herausrückte, so würde ich in den Prozeß verwickelt, und dabei konnte für mich nur Mergel herauskommen. Vor einiger Zeit wurde ich entlassen, weshalb, kann Euch gleichgültig sein. Ich hatte keine Arbeit mehr und bummelte in den Straßen herum, kam dabei an diesem Hause vorbei und sah Euch in der Thüre stehen. Ein Gesicht wie das Eurige vergißt man nicht, wenn man es einmal gesehen hat, und gesucht hatte ich Euch schon lange. Ihr waret also kein Dienstmann mehr, Ihr standet da wie ein vermögender Mann, das machte mich neugierig, Ihr werdet das begreiflich finden. Ich trat eines Tages in Euer Haus und trank einen Schnaps, ich sah hier all die Pracht und Herrlichkeit und hörte dann weiter auch noch, wie Ihr bei C. rem Gelde prokltet. Ich erkundigte mich bei den Nachbarn. Am Tage nach jenem Abend hattet Ihr die Wirthschaft hier gekauft und baar bezahlt, aus der alten Räuberhöhle hattet Ihr einen eleganten Salon gemacht, und Ihr waret doch nur ein armer hungriger Dienstmann gewesen.“

„Kann ein armer Dienstmann nicht erben?“ — fragte der Wirth, aus dessen Augen mahllose Wuth flammte.

„Wenn man reiche Verwandte hat, wird man nicht Dienstmann“, spottete Strid, der jede Bewegung des Andern scharf beobachtete. „Derrenloses Gepäd ist auch eine Erbschaft.“

„Daltet den Mund, oder ich schlage Euch nieder, wie einen
vollen Hund!“

„Wollt Ihr noch einen Mord begehen?“

Gerhard Steinthal fuhr von seinem Stuhle empor, seine
Faust griff schon nach dem Halse des hageren Mannes, er ließ
sie im nächsten Moment wieder sinken, ein dumpfes Stöhnen
entrang sich seiner Brust.

„Sagt das nicht noch einmal“, zischte er, „meine Hand ist
so rein, wie die eines neugeborenen Kindes. Was wollt Ihr
von mir? Der schlechte Kerl, den Ihr hier sucht, seid Ihr selbst,
Ihr wollt durch Lüge und Verleumdung Geld erpressen.“

„Lüge und Verleumdung?“ höhnte Strid, der furchtlos dem
erregten Manne in das wuthstammende Gesicht schaute. „Könnt
Ihr die Erbschaft beweisen? Könnt Ihr das Hotel nennen, in
dem Ihr den Koffer abgegeben habt? Wenn ich meine Ge-
schichte erzähle, muß es dann nicht Jedem auffallen, daß Ihr
schon am Tage nach jenem Abend die Taschen voll Geld gehabt
habt? Ihr werdet dann nicht mehr wagen, von Lügen und Ver-
leumdung zu reden! Das Gerücht wird Euch fragen, wo der Frem-
de geblieben sei; daß es schon Unrath wittert, hab' ich vorhin
entdeckt.“

„Was habt Ihr entdeckt?“ fragte Steinthal, den die furcht-
bare Anklage jetzt verwirrte.

„Daß Polizeispione hier verkehren.“

Das Gesicht des Wirthes wurde plötzlich todesbleich, sein
Mund gläsern, er umklammerte mit der knochigen Faust eine Ecke
des Tisches, als ob er eine Stütze suchen wollte.

„Der alte Herr, der vorhin hier saß?“ fragte er.

„Ist ein geheimer Polizeibeamter, das weiß ich ganz sicher“,
nickte Strid.

„Ach, der Pupp! Will er hier spionieren?“

„Was wird er anders hier wollen?“

„Ich werfe ihn zur Thüre hinaus!“

„Dazu habt Ihr kein Recht, so lange er sich anständig be-
nimmt. Oder wollt Ihr ihn zeigen, daß Ihr ihn fürchtet? Wenn
Ihr das tut, seid Ihr verloren. Noch weiß die Polizei
nichts, sie kann Euch erst dann anfassen, wenn ich rede, sie tappt
im Dunkeln und wird auch darin bleiben, wenn ich schweige.
Also offenes Spiel zwischen uns beiden, lieber Mann, ich habe
alle Trümpe in der Hand, Ihr müßt verlieren, wenn ich aus-
spiele!“

Steinthal fuhr mit den Händen durch sein Haar, er war
plötzlich blaß geworden, er zitterte am ganzen Körper.

„Wenn ich die Geschichte erzähle, wie sie ist, so wird Nie-
mand sie glauben“, sagte er, mit den Zähnen knirschend, „ich
muß schweigen, wenn ich nicht selbst mich verderben will. Es
ist nicht wahr, daß ich das Leben eines Menschen auf dem Ge-
wissen habe; behauptet das nicht noch einmal —“

„Ich werde gar nichts behaupten, wenn wir uns einigen“,
fiel Strid ihm beruhigend ins Wort, „ich kann schweigen.“

Der Wirth nahm das leere Glas und ging zum Buffet, um
es wieder zu füllen; er selbst trank ein großes Glas Branntwein.

„Was verlangt Ihr?“ fragte er, als er seinem Gast wieder
gegenüber saß.

„Vorläufig Kost und Logis hier im Hause, einen guten An-
zug und Taschengeld“, antwortete Strid.

„Ihr sagt: vorläufig?“

„Ja, das Weitere wird sich später finden.“

„Ich kann Euch hier nicht aufnehmen.“

„Und ich verlange es!“ sagte Strid mit scharfer Betonung.

„Ihr seid jetzt von mir gewarnt, Ihr sollt mir nicht heimlich
durchbrennen.“

„Wollt Ihr mich ruiniren?“ fuhr der Wirth auf, der seine
Wuth immer noch nicht bändigen konnte. „Was werden die
Beute sagen, wenn ich einen solchen Vagabunden hier auf-
nehme?“

„Seid etwas höflicher“, erwiderte Strid, in dessen Augen
es nun aufblitzte, „wenn auch mein Rock zerrissen ist, so bin ich
doch immer ein ehrlicher Mann gewesen. Wollte ich Euch rui-
niren, so ginge ich zur Polizei, ich könnte Euch heute Abend
noch hinter Schloß und Riegel bringen. Lügt den Leuten vor,
ich sei ein armer Verwandter, der Unglück gehabt habe; auf
eine Lüge mehr oder weniger kommt es ja nicht an.“

Steinthal hatte die Hände auf den Rücken gelegt, er wan-
derte rastlos auf und nieder, von Zeit zu Zeit streift sein fieber-
glühender Blick den hageren Mann, der scheinbar ruhig auf die
Entscheidung wartete. Was sollte er machen? Vor allen Dingen
mußte er sich das Schweigen dieses Mannes sichern, und das
konnte er nur dadurch, daß er die ihm gestellten Bedingungen
annahm; er gewann dann auch Zeit, vielleicht fand er später
doch ein Mittel und Wege, sich von diesem gefährlichen Gegner
zu befreien.

Er öffnete die Thür und rief der Kellnerin; ein bedeutungs-
voller Blick gebot dem Gaste Schweigen.

Der Mann ist ein armer Verwandter; ich muß mich seinen
Annohen, bis er wieder Beschäftigung gefunden hat“, sagte er,
als das Mädchen eingetreten war. „Er kann oben in der Dach-
stube wohnen, ein anderes Zimmer habe ich nicht; sorgen Sie,
daß das Bett zurecht gemacht wird; geben Sie ihm ein Abend-
essen.“

Das Mädchen warf einen misstrauischen Blick auf den jün-
geren Mann, der mit einem boshaften Lächeln ihr zunichte.

„Na, wird's bald?“ fragte Steinthal rasch.

Die Kellnerin nickte schweigend die Wachen und ging hinaus.

„Das ist ein neues Räthsel, vielleicht wird das andere da-
durch gelöst werden“, murmelte sie, während sie draußen die
Kerze anzündete; dann stieg sie die Treppe hinauf, um den er-
haltenen Befehl auszuführen.

15. Kapitel.

Der Abschied.

Kaspar Strid schien sich im Hause Steinthals sehr wohl
zu fühlen, er war neu gekleidet, er aß und trank gut, ohne unbe-
scheiden zu sein, und arbeitete dabei unbedröffen.

Mit der Kellnerin hatte er sich bald befreundet, aber ihre
Neugier, die sich in scheinbar harmlosen Fragen kundgab, be-
friedigte er nicht.

Er beobachtete scharf, nichts entging ihm, er warnte seinen
mummeartigen Verbündeten vor Gefahren, von denen dieser keine
Ahnung gehabt hatte.

Er rieth ihm, den geheimen Polizeibeamten so freundlich
und höflich wie einen gern gesehenen Gast zu behandeln und ihm
gegenüber kein Mißtrauen zu zeigen, heimlich beobachtete er
aber den alten Herrn, den er eines Tages in das Hotel zum
Abler treten sah.

Der Inspektor hatte durch die Kellnerin erfahren, in welch'
rathselhafter Weise und in welchem Zustande dieser angebliche
Verwandte aufgenommen worden war, er hatte auch gesehen,
daß dieser Mann ihm zum Hotel folgte, das Alles konnte nur
dazu dienen, seinen Verdacht gegen Steinthal zu bestätigen, aber
es mahnte ihn auch zur äußersten Vorsicht.

Wenn der ehemalige Dienstmann den Namen seines Opfers
kannte, und wenn er dann erfuhr, daß eine Dame desselben
Namens im Hotel zum Abler wohnte, so konnte er ohne Mühe
errathen, was gegen ihn beabsichtigt wurde, er war dann ge-
warnt, und man durfte sich darauf gefaßt machen, daß er plötz-
lich auf Rimmerwiederkehr aus der Stadt verschwand.

Der Entschluß des Inspektors war sofort gefaßt, er ging ins
Hotel und ließ sich bei der Amerikanerin anmelden.

Misses Burton, die nicht an der Gaststafel, sondern in ihrem
Zimmer zu speisen pflegte, saß mit Erna noch beim Dessert, als
der alte Herr eintrat.

„Ich muß Sie bitten, abzureisen“, sagte er, nachdem er
Platz genommen hatte. „Wenn Sie in einer benachbarten Stadt
so lange verweilen wollen, bis ich meine Aufgabe erfüllt habe,
so will ich nichts dagegen einwenden; indessen wäre es mir
lieb, wenn Sie dem Personal dieses Hauses erklären wollten,
Sie kehren nach Newhork zurück.“

„Und wenn ich dies nun wirklich thäte?“ fragte die Ameri-
kanerin. „Ich sehne mich in der That danach, die Heimreise
antreten zu dürfen, geschäftliche Nachrichten, die ich von drüben
empfang, beunruhigen mich.“

„So reisen Sie“, erwiderte er, „Ihre Anwesenheit hier ist
unnöthig. Wenn ich den Verbrecher entdecke und der Prozeß
gegen ihn eingeleitet wird, so haben Sie ja keine Auslagen zu
machen, wenigstens keine, die für die Untersuchung von irgend
welcher Bedeutung wären. Ich werde Ihnen von hier aus aus-
führliche Mittheilungen machen, damit Sie stets unterrichtet
bleiben.“

„Sie glauben also jetzt mit voller Bestimmtheit an ein Ver-
brechen?“ sagte sie, sich in ihren Sessel zurücklehnd.

„Ja ich glaube daran, und ich glaube auch, den Verbrecher
bereits zu kennen. Der Mann ist in jener Nacht, in der Ihr
Gatte plötzlich verschwand, reich geworden, die Quelle des Reich-
thums kann Niemand erforschen. Die Polizei hat auch kein
Recht, danach zu fragen, so lange nicht hinreichende Verdachts-
gründe vorliegen, denn der Mann ist bisher unbescholten, und
in Privatangelegenheiten dürfen wir uns nicht hineinmischen.
Da bleibt mir denn nichts Anderes übrig, als den Mann un-
ausgesetzt zu beobachten, bis ich einen Beweis gegen ihn gefun-
den habe.“

„Und meine Anwesenheit hier ist dabei störend?“

„Sie kann es werden. Wie ich ihn beobachte, so beobachtet
er mich; dies beweist mir, daß mein Verdacht begründet ist,
und es mahnt mich zur Vorsicht. Wenn er erfährt, daß Sie die
Gattin seines Opfers sind, und daß ich mit Ihnen verkehre, so
weiß er auch, wer ich bin und was ich beabsichtige.“

„Das kann er auch nach meiner Abreise noch erfahren!“

Fortsetzung folgt.

Zwang reizt ein Herz, das edel; doch sanfte Lehre
Führt Mann und Frau zu Recht und Ehre.

Großstadtbilder.

Nachdenkliche Geschichten von A. Bärwald.

(Nachdruck verboten.)

Frühmorgensstille! Wo sonst tausende geschäftiger, atemloser Menschen einherhasteten, herrscht ein so namenloser Friede, ein so tiefes unerhörtes Schweigen, daß es mir nahezu unheimlich wird. Der Kontrast zwischen der vierten Stunde der Nacht und des Nachmittags ist geradezu ein verblüffender. Die Straße erscheint im Morgennebel, da die Läden verschlossen sind, wie eine fremde Gegend. Der Menschen, die man um diese Zeit dort antrifft, wird man tagsüber selten gewahr — lauter fremde Gesichter sind es aus den Vorstädten, die allerlei Lebensmittel herbeigeschafft haben, einige Nachtvögel, die taumelnd von einem verfrühten Gelage heimkehren und die mit ihren zerzausten Frisuren und roten Augen gar nicht anheimelnd auftreten, einige Straßenkehrer, die an ihr nächtliches Werk die letzte Hand legen, ein Fremder, der vom Bahnhofe kommt mit der Reisetasche in der Hand —

Ein gefundenes rotes Gesicht, von blonden Haaren umrahmt, ein paar treuherzige, hoffnungsfrische Augen; hochgewachsen, kräftig, so tritt er vor mich hin und fragt bescheiden nach einer fernen Straße.

Ein großes Mitleid überkommt mich bei seinem Anblick. Der wenig moderne Schnitt des Anzuges, den er trägt, und die braunen Backen verraten den Provinzler; solche strohende Lebensfülle und solche gesunden Farben erzeugt die große Stadt zu selten. Was er vorhat? Ich frug ihn nicht, ich wußte es auch so. Er will sein Glück machen! Ich möchte ihn nach sechs Wochen wiedersehen, ob sein Auge dann noch so freudig schimmert; denn das Elend ist groß und die „Ueberproduktion“, um national-ökonomisch zu reden, eine erstaunliche. Seine Schritte hallen tönend in der Stille wieder; nun biegt er um die Ecke und ist verschwunden. Die große Stadt hat wieder ein Opfer verschlungen.

Ein hochaufgeschossenes, blasses, junges Mädchen eilt an mir vorbei; sie trägt eine Mappe in ihrer Hand, auf der ich schaudernd das Wort „Musik“ lese. Verstehe mich recht, werthe Leserin! Ich entsehe mich nicht vor der hohen, der göttlichen Kunst, es ist nur die Praxis, die mich jammert. Alljährlich kommen viele, ach, so viele junge Damen in die große Stadt, um die Musik zu studieren. „Ihre Tochter“, so hat der Musikprofessor in B. zu der stolz errötenden Mutter gesagt — und er muß es ja wissen, ist er doch das musikalische Orakel dort, gegen das keine Berufung einzulegen ist — „hat eminente Anlagen. Sie müssen sie ausbilden lassen.“ Der Vater greift feuchend in die Tasche, gute Musikstunden sind in der großen Stadt sehr teuer; aber er setzt es durch, er spart es sich mit den Seinen vom Munde ab, damit Elvire ein Stern ersten Ranges wird. Elvire kommt in eine Pension, wo sie, was Verpflegung anlangt, gerade nicht verwöhnt wird; und dann beginnt die Marter. Fünf bis sechs oder gar sieben bis acht Stunden täglich üben — so hat der große, berühmte grobe Meister gesagt. Das arme Wesen, das zur Virtuosa gepreßt wird, müht sich ab, so gut sie kann; täglich wird sie eine Schattierung blässer. Zwei Jahre vergehen, auch drei; sie spielt wirklich sehr geläufig. Endlich kommt das erste Konzert, und dann erwacht sie aus dem Traum, wenn sie die erste Kritik liest. Ihr Spiel hat nichts „Seelisches“; vielleicht hat sie auch gar keine Seele hineinzulegen, dazu ist sie noch viel zu jung; die Pflanze ist künstlich emporgetrieben und zu einer Blüte gezwungen worden. Der Ausgang der kleinen Tragödie ist verschieden. Nun, eine Virtuosa ist sie nie geworden. Und wie viel verschwundene Lebensfreude, geknickte Hoffnung, vergeudete Energie, zerstörte Gesundheit! O, diese Kreibhauskultur!

Acht Fenster Front in der Beletage. Vor einigen Wochen noch war dort alles glänzend erleuchtet, Karossen hielten vor dem prächtigen Hause, und oben wollten sie eben zur Tafel gehen, die von stolzen „Auffätzen“ prangte — heute ist alles dunkel und leer und nadt, und der Nietszeitel hängt vom Balkon. Eine ganz kurze Geschichte kommt mir in den Sinn.

Der Geburtstag der gnädigen Frau sollte gefeiert werden, vielleicht auch noch die Verlobung der Tochter. Die Familie war so „fashionable“ und machte ein großes Haus, im Win-

ter ein jour fixe, ein Abonnementsfest in der Oper, eine Equipage mit Summi, im Sommer die Reise ins Bad, und so weiter. Herr J. war Geschäftsmann; was für Geschäfte er betrieb? Er handelte mit Grundstücken, operierte an der Börse, hier und da trat er vielleicht auch als Kravattenfabrikant auf, alles in Ehren und Rechten. Ein wohlgenährter Mann, der ein klein wenig zur Fettsucht neigte; wie stattlich nahm sich nicht die riesige Goldkette auf der weißen Weste aus, wie würdevoll schritt er die Straße hinab! Nur hatte er ein nervöses Zucken um den Mund, eine schüme Unstetigkeit im Blick, die mir nie recht gefallen wollte. Doch ich komme auf den Gesellschaftsabend zurück.

Eben sollte die Suppe aufgetragen werden, da schlüpfte ein freundlich lächelnder, kleiner bescheidener Mann in das Haus; ihm folgte ein Schutzmann, der auf dem Hofe Posto faßte, ein zweiter, der die Bordertür bewachte. Der kleine Herr mit dem jovialen Gesicht eilt in die Beletage und zieht die Glocke. „Herr J. nicht zu sprechen?“ — „Nein, nein!“ sagt der Diener hochtrabend, „die Herrschaften sind eben zu Tische gegangen.“ — „Sagen Sie dem jungen Herrn, er solle einen Augenblick heraufkommen.“ Es geschieht. Der junge Herr erscheint, ein Sträuschen am Knopfloch, die Serviette in der Hand. „Was steht zu Diensten?“ fragt er barsch. „Bitte“, sagt der kleine Mann, „ich bin Kriminalbeamter, hier ist meine Marke. Sagen Sie Ihrem Vater, ich müßte ihn notwendig sprechen.“ — Der junge Herr entfärbt sich und eilt zur Mutter, der er das Schreckliche, das Unerhörte mitteilt. In blauer Seide rauschend, juwelen geschmückt kommt die Frau und erhält einen ähnlichen Bescheid. Lebend flüstert sie ihrem Mann etwas ins Ohr. Sein Gesicht verzerrt sich, er muß sich am Tisch festhalten. „Karl!“ ruft sie ihm fragend zu; er antwortet ihr nicht; aber sein Blick, ein schredlicher, alles bestätigender Blick ist von den Gästen nicht vergessen worden. Zur rechten Zeit kommt ihr eine Ohnmacht zu Hilfe — der Mann geht schwankend hinaus, seinem Verhängnis entgegen. Die Gäste zerstreuen sich rasch, das ledere Mahl bleibt unberührt.

Meineid. In die menschliche Gesellschaft kehrt er erst nach Jahren zurück, für die „Gesellschaft“ ist er tot.

Sommer und Winter führt mich mein Weg in der großen Stadt an einem Ahornwäldchen vorüber, an das sich einige schmale Rasenstücke und mit Flieder und Goldregen bestandene Beete schließen. Groß ist der Park nicht, aber wohlgepflegt; auf den Bänken sitzen unangenehme dicke Animen mit dem heranwachsenden Geischlecht, und auf dem Kriesshausen, der in der Mitte liegt, gräbt zur wärmeren Jahreszeit eine angenehme emsige Kinderschar und „buddelt“ voll Wetteifer.

In der kleinen Holzhütte, die für die Gartengeräte bestimmt ist, treffe ich den Wächter und Gärtner oft; nicht nur im Sommer, auch in den kalten Tagen des Dezember finde ich ihn dort. Still, zusammengekauert, schweigend und müde, raucht er sein Pfeifchen, ein alter Mann schon, mit vielen Furchen im Gesicht. Mit unendlich liebevoller Sorgfalt waltet er seines Amtes; wenn er eine große Bürste hätte, ich glaube, er würde das ganze Stück Gartenland täglich damit abputzen. Kein herunterfallendes Blatt entgeht ihm; ich argwöhne, daß er bei seinen Raupen und Käfern längst Arbeitsbücher und Hausierscheine eingeführt hat, und daß die Mücken, die je zuweilen dort summen, numeriert sind. So pedantisch und gründlich betreibt er die Ordnung. Auch ist er ein Wetterprophet und behält trotz Plunkerkies, Wetterwarte und Wolkensorakel oft recht.

Er sieht gar nicht poetisch aus; doch interessiert er mich, da er so wortfarg ist und so vereinsamt in der großen Stadt lebt. Er ist Witwer; die Frau starb ihm vor Jahren aus Gram. Sie hatten eine Tochter, und die war so lustig, daß es der Mutter das Herz brach. Ein altes Lied, das in jeder großen Stadt in tausend Variationen erklingt! Sie stolziert fein und frech auf der Promenade und wird nur noch einmal zu ihrem Vater kehren — vielleicht — wenn sie's erfährt — und das wird sich in nicht so später Frist ereignen, daß ihm ein Armenbegräbnis beschert wird.

Nicht nur die Kellerwohnung und das enge dunkle Stübchen, in dem eine ganze große Familie zusammengepfercht wohnt, erzeugen in der großen Stadt die bleiche Farbe der Bewohner. Es kommt noch etwas anderes dazu, und das ist der nimmer ruhende Lärm der Gassen, das fürchterliche Nacht und Tag andauernde Getöse, das die Nerven langsam zerstört oder doch angreift. Beschreiben läßt sich dieses Chari-

hart von Tönen und Lauten kaum; seine Totalwirkung ist für den menschlichen Organismus entschieden eine schädigende. Mitten in der Stadt heulen und pfeifen, gar unangenehm schrill, die Lokomotiven, die Fabriken lassen zischend ihren Dampf aus und melden die Tageszeit, ein fürchterliches Dröhnen, Hämmern und Klopfen, ein Bohren, Rassel, Rollen, ein Fliegen, Säusen und Brausen, überall schlagen wütende Schallwellen an dein Ohr! Und dann die Wagen! Die Droschken und Equipagen sind noch unschuldig, auch die Omnibusse und die klingelnden Pferdebahnwagen sind zu ertragen, aber die Rollfuhrwerke, die mit Ziegelsteinen vollbepackt über das teilweise schon zerstörte Pflaster rumpeln, die Vier- und Schlächterwagen, die in raschem Tempo dahinsausen, die Kohlengefährte, und dann die Transportmittel, mittels derer das Stab- und Banden weitergeschleppt wird! Es sind wahrhaft höllische Töne, die von den letztgenannten hervorgebracht werden. Zuerst freut man sich wohl über das Getreibe und Gewoge des Lebens, allmählich wird man aber müde und matt, abgespannt und verstimmt, und sehnt sich nach einem stillen Winkel, in dem heiliges Schweigen herrscht. Im Verhältnis zur Höhe der Häuser sind die meisten Straßen der großen Stadt viel zu schmal und enge: ein gefüllter Kohlenwagen, der langsam vorbeirasselt, bringt in meiner Wohnung regelmäßig ein kleines Erdbeben hervor, das ganze Gebäude scheint zu zittern und zu schwanken. So werden die Nerven langsam gereizt, bis endlich das Produkt unserer Zeit, auch eine Signatur, die krankhafte Nervosität, zu voller Entfaltung gelangt und in trauriger Blüte prangt.

Ein charakteristischer Zug der Einwohner in der großen Stadt ist das Mißtrauen; man mag sich dagegen wehren, wie man will, man unterliegt ihm hier und da. Die Zeitungen häufen so viel Material an, um Mißtrauen zu erregen. Zuerst die Nahrungs- und Genußmittel: Kasse und Tee, Zuder und Würst, Brot und Bier stehen schon lange in heimlichem Verdacht, die Trichine lauert im Schinken, allerlei namenlose Untiere im Leitungswasser, der totbringende Bazillus allüberall! Kunsibutter wird dir angehängt, Baumwolle statt Seide, statt Wolle oder Leinwand, Knochen statt Eisenblei, Zelluloid statt Korallen, Alsenide für Silber — die Liste ist eine endlose, und jeder mag sie aus eigener schmerzlicher Erfahrung vergrößern. So droht dem Charakter der Menschen eine große Gefahr, er wird angefränktelt und verbittert. Dem heinlosen Krüppel, der sich auf der Straße wand, wollte ich jüngst ein Almosen geben; „er ist immer betrunken“, sagte warnend der Polizist, der mein Tun beobachtete, „wir werden ihn morgen fortzuschaffen.“ Das Betteln ist ganz in Mißkredit gekommen, seit man weiß, daß so viele Strolche besser leben als die fleißigsten Arbeiter, daß organisierte Gesellschaften bestehen, die winfelnde kleine Kinder oder künstliche Krüppel auf die Menschheit loslassen. Man gelangt so weit, in allen Erscheinungen des täglichen Lebens Unrat und Humbug zu wittern. Die schöne Dame auf der Straße ist ein Produkt von Schminke, Watte und Fischbein, mißtrauisch betrachtet man den Neubau des großen Hauses, argwöhnisch das angepriesene Heilmittel. Wo gäbe es ein Ende? Ein armer Schriftsteller suchte mich neulich auf — es gibt nämlich auch solche — und extemporierte eine rührende Rede, die nur den einen Nachteil hatte, daß sie unheimlich glatt und gewählt von Stapel lief; wie ich später vernahm, wußte er nur diese eine, die er mit kolossaler Firigkeit von sich gab. Ein anderer schluchzte in wohlabgemessenen Pausen — er hatte dasselbe Kunststück schon bei vier Kollegen angebracht. Bei Gedichten, die ein Autor sich zum Vergnügen und der Welt zur Erlösung leistet, sinnt der Kritiker sofort nach: „Gast du das nicht schon bei Heine oder Geibel, bei Renau oder Rückert gelesen?“ Der Wit, der in den Blättern kolportiert wird, ist für viele Menschen stets ein Meidinger, schon längst dagewesen, und bekannte Parlamentarier werden begarwöhnt, daß sie sich selbst in ihren langatmigen Reden schamlos bestehlen.

Vielleicht wäre es angebracht, daß einmal alles Gedruckte und Geschriebene vernichtet und reiner Tisch gemacht würde. Dann könnte die Menschheit von neuem den Kampf beginnen, dann würden auch die „Tiefe, Frische und Kraft“ wiederkehren, die uns seit langem so jämmerlich fehlen sollen, dann würden auch die Herren Verfasser nicht mehr über die Pflöcke und Zuhangeln der Bitate zu stolpern brauchen.

An der Straßenecke steht ein bebrillter alter Mann mit einer roten Mütze, ein Dienstmann; willig trägt er dir für

den festgesetzten Tribut dein Paket nach Hause. Er spricht für gewöhnlich kein gewähltes Deutsch; aber er kann sich den Luxus gestatten, wenn er will, auch mit Latein und Griechisch kann er dir aushelfen. Sein Geruchsorgan prangt in den warmen Tinten, die wir an einer Landschaft des Südens mehr bewundern, als am menschlichen Antlitz. Er ist oder vielmehr er war ein ordentlicher Professor, keiner aus eigener Wahl, kein Professor der höheren Magie oder der Tanzkunde, Ein echter studierter Dienstmann! Und warum? Je nun, er war ein Quartalstrinker.

Ganz allmählich war das Uebel über ihn gekommen; er blieb auf dem Gymnasium, an dem er wirkte, immer noch der flotte Student. Nur alle Vierteljahre im ersten Dezennium; dann ging es in rascherem Tempo vergab. Gauslicher Nummer kam dazu, und eines Tages —

Wozu die Geschichte seiner Schande in ihren Einzelheiten erzählen? Er beging allerlei Torheiten, die das Strafgesetzbuch ahnden mußte. Bald sah er des Nachts in der Wache, bald kam er angeheitert in die Klasse, und noch Schlimmeres passierte ihm, so daß man es für nötig hielt, ihn einige Zeit auf Staatskosten zu ernähren. Als er das Gefängnis verließ, ward er in der großen Stadt „Probatsgelehrter“, wie Fritz Reuter das nennen würde. Allein das ging nicht lange; die Zeiten sind vorüber, wo „Probatsgelehrte“, wie Pythagoras, es ermöglichen konnten, eine Dankeskatombe von hundert Ochsen den allwaltenden Göttern zu weihen. Kaum ein Filetbeefsteak kann der heutige Privatgelehrte zählen; so ward er dann Privatschreiber — und endlich Dienstmann, Wundersame Originale gibt es in der großen Stadt!



AUS DEM REICHE DES WISSENS

Können nur Menschen zählen?

Diese Frage wird von der neuesten Forschung verneint. Viele Wilde vermögen nicht über vier hinaus zu zählen und werden in dieser Hinsicht von manchen Tieren übertroffen. Namentlich arbeitende Tiere verstehen sich auf das Zählen außerordentlich gut. In den Kohlengruben des Hennegaus machen die Pferde täglich dreißig Fahrten und nach der dreißigsten wandern sie untrüglich jedesmal aus freien Stücken dem Stalle zu. Die in Indien zur Lastbeförderung benutzten Elefanten wollen durchaus nicht mehr weiter, wenn die Stunde zur Rast da ist, und schon Montaigne erwähnt, daß die in Susa an den Wasserhebungsmaschinen tätigen Ochsen regelmäßig nach dem hundertsten Eimer von selbst eine Pause machen. Timotheus besaß einen Hund, der vorzüglich zählte. Nach einem Mahle hatte das Tier noch 26 Knochen vor sich. Es verscharrte sie, grub tags nachher 25 davon aus, nagte sie ab und legte sich dann zur Ruhe. Plötzlich aber erwachte es aufschmerzend unter dem Einfluß einer Erinnerung aus dem Schlafe, holte sich auch noch den verfierten letzten Knochen, verzehrte ihn und schlief dann wieder ruhig ein. Auch die Vögel zählen gut; namentlich wissen sie genau, wieviel Eier sie im Neste haben. Einer Nachtigall warf man täglich drei Käfer zu. Nach Empfang der zwei ersten wartete sie jedesmal ruhig auf den dritten, dann aber flog sie davon. Das nötige Zeug zu einem Polytechniker haben die Tiere natürlich nicht, denn ihre Rechenkunst ist sehr beschränkt. So können die sonst so schlauen Elster und der menschenähnliche Affe nur bis vier zählen. Will man sich einem dieser Tiere im Freien nähern, so müssen sich fünf Personen verstecken und dann vier hierbon sich vor den Augen der Elster oder des Affen entfernen. Die Tiere glauben, daß damit alle weg seien und lassen dann die fünfte Person ruhig heran. Ein protestantischer Geistlicher hatte einen Hund, der sich daran gewöhnt hatte, seinen Herrn regelmäßig aus dem Gottesdienst abzuholen. Da dies dem Prediger auf die Dauer nicht mehr behagte, schloß er den Hund Sonntags ein, aber das Tier fand einen Ausweg, indem es für die Folge die Nacht von Samstag auf Sonntag außer dem Hause zubrachte und sich dann folgenden Morgens an der Kirche einfand. Ähnliche Fälle ließen sich noch viele anführen. Nur noch einer sei erwähnt. Eine Frau machte jeden Freitag Fleischeinkäufe bei einem ungefähr 1 Kilometer von ihr wohnenden Metzger. Dabei nahm sie gewöhnlich einen kleinen Hund mit, der dann in dem Fleischerladen einige Abfälle erhielt. Nach einiger Zeit wurde die Frau krank, und nun wanderte das Hündchen Freitags regelmäßig allein zu dem Metzger, um sich sein Almosen zu holen. Obgleich die Fleischhalle die ganze Woche offen stand und das Tier fortwährend frei umherlief, fiel es diesem nie ein, seinen Gönner an einem andern Tage zu belästigen.